„Der Courier"
ist die führende deutsche Zeitung Canadas

Berichterstatter in allen größeren deutschen Ansiedlungen.

Der Courier

In unserer Druckerei sind nur Fachleute mit langjähriger Erfahrung angestellt. Wir können auch deshalb die besten Drucksachen zu niedrigsten Preisen liefern.
Man verlange Preisanschläge, Mustern und Auskunft über Drucksachen von
Western Printers Association Ltd.
1835 Halifax Str. Regina, Sask.

Schwindender amerikanischer Einfluß in der Erdölpolitik

Englische Gruppen überflügeln den Yankee.

Im Anschluß an die Besprechung der Entscheidung des Sowjetgerichts, die Sachalin-Konzessionen der Sinclair-Gruppe für ungültig zu erklären, wird in der europäischen Fachpresse die amerikanische Erdölpolitik eingehend erörtert und zum Schluß erklärt, daß Amerika der englischen Expansionspolitik nicht gewachsen sei.

Bezüglich der Sachalin-Konzession wird erwähnt, daß der ökonomische Wert dieser Petroleumfelder vielleicht fraglich sei, daß aber die Konzessionen in politischer und strategischer Beziehung einen umso größeren Wert besitzen.

Weiterhin heißt es:

„Die Erdölpolitik der Mächte, die an der Erdölproduktion interessiert sind, entwickelt sich nach einer Richtung hin, die notwendig mit einer Verlegung des Schwerpunktes in der Welt-Erdölwirtschaft mit einer veränderten Kräfteverteilung enden muß. Der Anstoß hierzu geht von den Ver. Staaten aus, deren augenblickliche Erdölpolitik sich insofern in einer neuen Richtung bewegt, als sie im gewissen Sinne der Verteidigung des Prinzips der „offenen Tür" widerspricht. Diese Politik Amerikas, gelegt unter der Flagge der „Erhaltung des heimischen Oelvorrates" und wird durch die vor kurzem erfolgte Gründung des „Federal Oil Conservation Board" dokumentiert.

„Wirtschaftlich wird die offizielle Erdölpolitik, wie auch von amerikanischer Seite zugegeben wird, zumindest mittelbar auf eine Einschränkung der Erdölausbeutung in Amerika hinauslaufen. Die Ergebnisse des Petroleumjahres 1924 lassen diese Erdölpolitik allerdings als berechtigt erscheinen, da die amerikanische Erdölproduktion im letzten Jahre zum 1. Mal seit 20 Jahren rückgegangen ist. Zum 1. Mal seit Jahrzehnten, wenn von den Kriegsjahren abgesehen wird, überwiegt der amerikanische Erdölkonsum von 800 Millionen Faß im vorigen Jahre die auf 718 Millionen Faß geschätzte amerikanische Produktion. Die bisher diskutierte Gefahr der Erschöpfung der amerikanischen Erdölvorräte gibt damit ein recht ernüchterndes Zeichen ihrer tatsächlichen Geltung, und die Annahme, daß Amerika seine Geltung als Zentrum der Erdölwirtschaft der Welt in absehbarer Zeit verlieren werde, ist durchaus berechtigt.

„Diese Entwicklung der Erdölwirtschaft ist volkswirtschaftlich solange nicht beunruhigend, als es möglich ist, den amerikanischen Ausfall durch den Produktionsüberschuß der übrigen Welt ohne Schwierigkeit zu decken. Dabei kommt noch in Betracht, daß die Produktionsfähigkeit der außeramerikanischen Erdölgebiete zweifellos gesteigert werden wird, da die einer amerikanischen Oeleinschränkung folgende Preiserhöhung die Ausbeutung auch solcher Petroleumdistrikte profitabel macht, deren Aufschließung einigermaßen schwierig ist. Allerdings hat die Produktion von Petroleum nicht nur technische Grenzen, sondern sie wird auch durch die Aufnahmefähigkeit des Weltmarktes bedingt, die durch steigende Preise naturgemäß weiter gedrückt wird.

Die Gewinnung von Erdöl ist aber keine rein wirtschaftliche Angelegenheit. Der Besitz von Oelfeldern ist, abgesehen von deren wirtschaftlichem Wert, ein machtpolitischer Faktor allerersten Ranges. Auch wenn man die Situation Amerikas in diesem Zusammenhange betrachtet, scheint diese stark erschüttert zu sein, ja man kann sogar sagen, daß die offizielle amerikanische Erdölpolitik die Kräfte, die an einer Schwächung der Teilhaberschaft Amerikas an den politisch wichtigsten Oelstätten der Welt arbeiten, unfreiwillig unterstützt.

„Zukunftreichstes Neuland in der Erdölwirtschaft ist Venezuela, das zweite Mexiko und Trinidad, Gebiete, denen schon wegen ihrer geographischen Lage große Bedeutung zukommt. Die Erdölerzeugung Venezuelas betrug 1924 8,200,000 Faß, dabei werden die reichsten Erdölfelder Venezuelas, am Südufer Maracaibos, aus technischen Gründen bisher nicht ausgenutzt. Man glaubt, daß die Produktion Venezuelas, wenn die technischen Voraussetzungen erfüllt sind, auf etwa 200 Millionen Faß gesteigert werden kann, das heißt, daß sie die schon jetzt zurückgehende mexikanische Produktion übertreffen wird.

„Es ist möglich, daß die an Venezuela gestellten Erwartungen sich nicht ganz erfüllen werden, aber immerhin hat die britische Erdölpolitik in Venezuela und Trinidad einen Stützpunkt, der Amerika in jeder Beziehung höchst ungelegen sein muß.

„Vorläufig steht Venezuela von dem Erdöl erzeugenden Ländern des südamerikanischen Kontinents an der Spitze, wo sich englische Interessen, vertreten durch die „Doritor Oil Corporation", und amerikanische Interessen, vertreten durch die Standard Oil Co. treffen.

„Die unverkennbare Nervosität in der amerikanischen Erdölpolitik geht offenbar nicht nur darauf zurück, daß Amerikas Stellung als erster Produzent gefährdet ist, sondern auch auf die Niederlagen, die die Bestrebungen amerikanischer Gruppen in letzter Zeit in außeramerikanischen Ländern erlitten haben.

„In der internationalen Erdölpolitik beanspruchte zur Zeit des Kampfes um die Erdölkonzessionen im Irak, in Albanien und in Sachalin größtes Interesse. Als erster Anwärter für die Verleihung der mesopotamischen Petroleumkonzessionen wird die „Türkisch Petroleum Co." genannt.

„An den Petroleumfragen im Balkan scheint das Interesse Amerikas immer mehr abzunehmen. Kürzlich ging die „Romana Americana" in den Besitz der „Astra Romana" über, das bedeutet, daß die Standard Oil ihre Interessen zu Gunsten der Anglo Persian Gruppe aufgegeben hat. Die Standard Oil trat dafür als Bewerber für die albanischen Erdölkonzessionen auf. Aber auch in Albanien hat die amerikanische Erdölpolitik wenig Aussicht auf Erfolg.

„Die Mißerfolge der amerikanischen Erdölpolitik sind zu einem Teil sicher für mißlungene Finanztransaktionen. Man darf sich aber auch in Amerika nicht darüber täuschen, daß diese Mißerfolge gerade gegenüber der vorstehend skizzierten nationalen Erdölpolitik in Amerika schließlich für die amerikanische Volkswirtschaft und die amerikanische Politik recht empfindlich werden können. Vorläufig ist sicher, daß die amerikanische Erdölpolitik für den internationalen Markt und die internationale Produktion richtunggebend sind; aber es scheint, als ob diese Vormachtstellung auf die Dauer nicht zu halten ist, daß die amerikanische Produktion, wenn nicht alle Schätzungen trügen, in absehbarer Zeit nicht mehr weltmarktbestimmend, und die amerikanische Erdölpolitik der englischen Expansionspolitik schließlich nicht gewachsen sein werde."

Deutsche Partei Jugoslaviens.

Im Kampfe um die Minderheiten-Rechte.

Die Leitung der Partei der Deutschen in Jugoslavien hielt am 8. März unter dem Vorsitze des Abgeordneten Dr. Stefan Kraft eine Sitzung ab, bei der folgender Beschluß einstimmig gefaßt wurde.

Die Parteileitung stellt einmütig fest, daß die Partei der Deutschen und der deutsche Abgeordnetenklub während der verflossenen Parlamentssession mit dem ernstesten und ehrlichsten Willen und mit vielfach bewiesener Selbstverleugnung an der Herbeiführung einer Verständigung mit dem Mehrheitsvolke des jugoslavischen Staates, namentlich auch mit dem Serbentum, mit dem die Deutschen in der Wojwodina eine 200jährige Schicksalsgemeinschaft verbindet, gearbeitet hat. Wewohl sie sich hierbei ausschließlich auf den Boden der Verfassung und der Landesgesetze gestellt hat und ihre Forderungen sich lediglich in den Grenzen der verfassungsgemäß verbürgten Gleichberechtigung und — im Hinblick auf das früheren gemeinsame Los im alten Staate — im Rahmen historischer Billigkeit gehalten hat, fanden ihre loyalen, in gleicher Weise auf das Wohl des Staates und der nationalen Minderheiten gerichteten Bestrebungen im Schoße der gegenwärtigen Regierungsparteien kein Verständnis. Die Partei der Deutschen sah sich daher vor mehr als Jahresfrist genötigt, auch taktisch auf den Boden der grundsätzlichen Minderheitenpolitik zurückzukehren und in loyaler Opposition die Rechte der nationalen Minderheiten zu verfechten, sowie zur Erweckung des Verständnisses und der Nützlichkeit einer versöhnlichen und gerechten Lösung des Minderheitenproblems auch für die Interessen des Staates beizutragen. Die Partei der Deutschen wird diesen Weg folgerichtiger und aufrechter Verteidigung der bürgerlichen Gleichberechtigung, der nationalen und kulturellen Selbstbestimmung der nationalen Minderheiten unabhängig von jeder parteimäßigen Bindung auch weiterhin verfolgen und hierbei den Bedürfnissen der Minderheiten und des Staates in gleicher Weise Rechnung tragen. Sie wird dabei alle politischen Bestrebungen und parlamentarischen Aktionen nachdrücklich unterstützen, die sich die Herausführung des staatlichen Gemeinwesens aus dem gegenwärtigen Zustand der Willkürherrschaft und Bedrückung auf den Weg eines demokratischen Rechtsstaates zum Ziele setzen, der allen seinen Bürgern gleiche Rechte und gleichen Schutz gewährt.

Erlebnisse mit Alligatoren

Schilderung eines Tiergartenfachmannes.

Mittags gegen drei Uhr kam ich in Jacksonville an, nahm gleich einen Taxi und fuhr mit meinem Agenten zu der sagenhaften Alligatorenfarm. Der Eigentümer, ein echter Amerikaner vom westlichen Typus, freute sich sehr Mr. Hagenbeck kennen zu lernen und übernahm sofort die Führung durch sein Alligatorenparadies. Ein paar Schritte — und ich war baff! Ich hatte angefangen zu zählen, als ich die ersten Alligatoren zu Gesichte bekam, hätte aber auf, als ich die „Ganze Besicherung" sah und fragte den Amerikaner: wieviel Tiere er eigentlich sein eigen nenne? — „Rund fünftausend", war die Antwort. In echt amerikanischer Ruhe, als wenn einer sagt: Ich habe zwei Dutzend Gänse. Dabei glaube ich, daß Mr. J. noch zu niedrig gegriffen hat; denn allein in der Abteilung, in der die Jungen der letzten Jahre untergebracht sind, hätte ich mehr als fünftausend geschätzt. Ein solches Gewimmel von Alligatorenbabies war da, das Auge mußte sich allmählich erst daran gewöhnen, aus den unheimlichen, beständig frivolenden und wibbelnden Knäueln die Umrisse einzelner Tiere herauszusehen.

Als echter Amerikaner wünschte mein Gastfreund zunächst, wir sollten uns inmitten seiner Lieblinge photographieren lassen. Er führte mich an ein großes Gehege, in dem diese Lieblinge hausten; etwa 60 bis 70 Tiere, von einer Größe und Dicke, wie ich sie nie gesehen hatte, viele dieser Ungetüme waren gut und gerne 4 Meter lang. Wir traten in das Allerheiligste dieser Favoriten ein und sofort flüchteten die uns am nächsten sitzenden Tierchen: Dick wie ein kleiner Finger und mindestens zwei Zentimeter lang. Der ganze Rachen ist damit gespickt. Möchten Sie nähere Bekanntschaft mit solchen Herrschaften machen? Ich ging, offen gesagt, etwas schüchtern vorwärts. Ich kenne die Eigenarten und Eigenheiten von Alligatoren und Krokodilen und hatte durchaus keine Lust, von einem dieser Riesenviecher erwischt zu werden. Der Eigentümer beruhigte mich; er kenne seine Tiere genau, alle seien vollkommen zahm. Und wenn sich das eine oder andere Tier rege und eine plötzliche Bewegung auf mich zu machte, sprach er beruhigend darauf ein. Er nannte alle Tiere bei Namen; die immerhin charakteristisch gewählt waren: „Big Willy", „Kandy Kido", „Fat Jack". Schließlich war ich in Photographie-Pose gekommen. Mitten zwischen diesen Bengeln, deren schleichende Bewegung man nicht hören kann, bedauerte ich doch: daß uns der Schöpfer nicht noch mit mindestens einem Auge auf dem Rücken ausgerüstet hat.

Der Laie, versteht vielleicht gar nicht, daß wir Fachleute einen solchen Respekt vor Alligatoren haben, er würde am Ende ruhig zu diesen scheinbar träge und harmlos herumliegenden Bestien hingehen. Aber unseres hat so seine Erinnerungen und Erfahrungen.

Ich wollte 500 Alligatoren kaufen. Bekam aber auf der Farm nicht einen einzigen. Denn der Besitzer erklärte mir, er habe selber noch lange nicht genug und wolle seine Farm bedeutend vergrößern. So mußte ich mich dann an andere Stellen wenden; sie aber, doch noch mit Hilfe indianischer Jäger im Frühjahr einige Hundert wildgefangener Alligatoren zu erhalten, die wir dann in Stellingen zeigen werden. Die Alligatoren sind — das wissen unsere Damen ja besonders, — jene nützlichen Tiere, aus denen die „krokodilledernen" Taschen gemacht werden. In der Tat sind die Lederwaren, die wirklich aus Alligatorenhaut hergestellt werden, unverwüstlich. Ich selber habe eine Reisetasche im Gebrauch, die mein seliger Vater vor reichlich 40 Jahren aus Nordamerika mitgebracht hat und die heute noch wie neu ist.

Als ich 1921 zum ersten Male wieder nach dem Kriege nach den U. S. A. gereist war, brachte ich unter anderem auch eine Anzahl von Alligatoren für unseren Stellinger Park mit. Drei große Biecher waren in einem Kasten untergebracht. Der war vom Versender nicht gerade sachgemäß ausgeführt und ich ahnte schon, daß die Tiere unterwegs ausbrechen würden, denn bei der Abfahrt guckten schon die Füße heraus. Ich bat unseren Agenten, die Kiste verstärken zu lassen, was er mir auch versprach. Am nächsten Morgen ging es mit dem „George Washington" von Hoboken los. Ich kümmerte mich zunächst nur um meine Raubtiere, die regelmäßig gefüttert und gereinigt werden mußten, zu welchem Zwecke ich mir ein paar junge Leute geworben hatte, die früher schon Tiere gepflegt hatten und einigermaßen damit Bescheid wußten. An die Alligatoren brauchte ich nicht zu denken; denn diese Tiere brauchten wochenlang der ganzen, etwa zehn Tage langen Reise weder Wasser noch Futter. Ueberdies ging es zum Winter. Da man sie allgemein einfach in Mitten steckt und überwintern läßt. So werden beispielsweise in den kleinen zoologischen Garten Nordamerikas, die noch nicht die modernen Einrichtungen der Deutschen haben, die Alligatoren im Sommer in einem Teich gehalten, zum Winter werden sie in Kisten gesteckt und in einen trockenen Raum gestellt. Da bleiben sie, frisch und knusprig bis zum Frühjahr, da man sie wieder in ihren Teich setzt. Das Gewicht, das die Tiere während des Winters verloren haben, holen sie dann sehr schnell wieder auf. — Ich konnte also auf „George Washington" ruhig sein: meine Alligatoren hatten im Schiffsraum, neben Affen mit Löwen, Leoparden und anderen Raubtieren. Sie alle wurden früh nachmittags versorgt, bis dahin hatte ich mein Augenmerk zu richten auf andere Tiere, die auf Deck untergebracht waren. Gegen Mittag bat ich einen meiner Jungen, dem die Besatzung den Spitznamen „Barnum" gegeben hatte, den Raubtieren Wasser zu geben. Ich war in meiner Kabine dabei, mich gründlich zum Lunch zu umziehen — als plötzlich wütig gegen meine Türe gepocht wurde. Auf mein „Come in" erschien im Türspalt das schmale, sehr blasse Gesicht „Barnums". Er konnte kein Wort herausbringen. Ich wußte Bescheid: die Alligatorkiste! — Richtig. Er war in den Raum hinuntergestiegen, wie ich ihm aufgetragen hatte, im Dunkel konnte er dort mit seiner kleinen Taschenlampe nicht viel sehen, er stieß an ein zischend um sich schlagendes Etwas, und wie er hinleuchtet — ist es ein großer Alligator. Worauf sich Barnum schleunigst entfernt. Um mir, als dem glücklichen Besitzer und verantwortlichen Redakteur Bericht zu erstatten. Na, mit dem Lunch war es nun nichts. Wohl oder übel mußte ich in den Höllenschlund hinunter.

Ich ließ mir zunächst einen „Sonnenbrenner" geben, um Licht zu haben. Damit und mit einem kräftigen Besen bewaffnet, stieg ich die Treppe hinab. Da hatte ich nun die Bescherung. Ein Tieridyll. Ein Alligator lag neben dem Käfig, in dem sich ein junger Leopard befand; glücklicherweise konnte er den Alligator mit seiner Tatze nicht erreichen, sonst wäre er ihn los gewesen. Rechts in einer Ecke lagen friedlich die beiden größten Alligatoren und es sah geradezu drollig aus, wie sie so traulich nebeneinander schliefen, wobei sie ihre großen Köpfe auf ein altes Keilkopfkissen gelegt hatten. Beim Verpacken wird den Alligatoren der Rachen zugebunden, damit sie sich nicht gegenseitig in ihren Transportkiste zerfleischen. Diese hatten sich hier gelockert, so daß ziemlich Bewegungsfreiheit der Riesenmäuler da war. — Ich ließ mir vom Zimmermann aus Brettern eine Klappe zusammenschlagen, so daß zwischen den einzelnen Ständen immer ein Zwischenraum von etwa fünf Zentimetern war. Hinter diesem Brettergestell hatte ich, wie die alten Römer beim Sturm auf eine Festung. Schutz. Dann nahm ich eine lange starke Leine und ging auf den ersten Alligator los. Nun klopfte ich mit einem Stock sehr energisch seinen Schwanz, so daß er einen Schritt vorwärts machte und mit dem Kopf und einem Vorderbein in meinem Lasso saß. Durch eine Kitze meines Bretterverschlages zog ich die Leine straff an, fixierte sie fest. Der kleine Barnum kam mit zur Hilfe und mit vereinten Kräften zogen wir das reichlich zwei Zentner schwere Tier wohin wir wollten: in die Kiste nämlich, die an einer Seite offen war. Als es drin war, wurde die Leine kurz abgeschnitten und angebunden. Es war eine schwere Arbeit, noch die anderen beiden auf dieselbe Weise einzufangen. Nach einer Stunde etwa gelang es schließlich. Ich war heilsfroh, die Biester wieder im Kasten zu haben, den ich dann vom Zimmermann ordentlich verstärken ließ. Denn zum zweiten Male wollte ich dies eigenartige Vorspiel nicht wieder mitmachen.

Lorenz Hagenbeck, Stellingen.

Der deutsche Wettbewerb im Schiffsbau

Folgen für die englischen Werften.

Kaum in einer anderen Stadt Englands wird die jetzige kritische Lage in der britischen Schiffsbauindustrie so stärker empfunden als in Jarrow, dieser ihrer Werften und Stahlwerke wegen weltberühmten Stadt. Seit einer Reihe Monaten hat sich der Beschäftigung der Stadt bedenklich in deren Straßen man sich einst bei dem ohrenbetäubenden Lärm der pausenlosen Niethämmer nur schwer verständlich machen konnte.

Millionen von Tonnen von Schiffen und Stahl- und Eisenprodukten wurden einst hier fertiggestellt, während jetzt 5000 Arbeiter aus einer Bevölkerung von 30,000 auf die staatliche Arbeitslosen-Unterstützung angewiesen sind. In den großen Schiffsbauwerften liegt nur ein einziges Schiff und viele Hallen sind seit drei Jahren nicht im Betrieb.

Besondere Aufregung herrschte hier, als im vorigen Monat die Tatsache bekannt wurde, daß eine der größten englischen Reedereien, die Firma Witte Line, anläßlich der Ergänzung ihrer Handelsflotte einen Auftrag für den Bau von vier Motorschiffen, 20 bis 10,000 Tonnen an die Deutsche Werft in Hamburg vergeben hatte. In der Tat sind in Hamburg und in anderen deutschen Schiffsbauindustrie mit Hilfe der Staatsunterstützungen und durch die Lieferung von Auslandsaufträgen, hauptsächlich aus den Vereinigten Staaten, vollkommen reorganisiert worden. Während in der gesamten englischen Schiffsbauindustrie diesem stolzesten und ältesten aller Zweige am mächtigen Industrie, wie kaum Englands rückbar geworden ist. Während der Tonnengehalt der deutschen Handelsflotte der Vorkriegszeit 5,100,000 betrug, wovon 1,000,000 Tonnen abgeliefert werden mußten, machte der deutsche Tonnengehalt Ende 1924 bereits wieder fast drei Millionen aus und die neuen Einheiten sind durchweg auf der Höhe der modernen Schiffsbautechnik, ein mittlerer Größe und auf Oelfeuerung eingerichtet.

Einige deutsche Reeder führen die Ueberlegenheit der deutschen Werften auf ihre höhere Organisationsform zurück, andere wieder betonen, daß in der deutschen Schiffsbauindustrie eine weitgehende Erfahrung von gelernten durch angelernte oder angelernte Arbeiter stattfand, die gleichzeitig die Befürchtung der Automatenmethoden zu beseitigen trachten, noch die besten Arbeiten können, noch die längere Arbeitszeit der deutschen Arbeiter wodurch die Verdrängung der englischen Schiffsbauarbeiterschaft durch die deutsche leicht verständlich werde.

Die Tatsache erklärt, daß die Arbeitslosigkeit in der englischen Schiffsbauindustrie ein Drittel der in Arbeit stehenden und seit Jahren beschäftigten Arbeiter umfaßte und seit Jahren konstant geblieben ist. Der Monatslohn, den man für einen Facharbeiter erwarten kann, beträgt 4 Pfund Sterling, das sind 80 Mark. Dazu kommen noch Zulagen für Ueberstunden, Nachtarbeit, Sonntagsarbeit und Akkordarbeit, die sich auf 20 bis 30 Prozent des Grundlohnes belaufen können. Die Arbeitslosigkeit in der englischen Schiffsbauindustrie ist also nicht auf die Lohnfrage zurückzuführen, sondern auf die Tatsache, daß die englischen Werften nicht mehr imstande sind, mit den deutschen Werften zu konkurrieren.

Im Wunderland Indien

Von Bombay nach Delhi.

Delhi, Indien, im Februar '25.

Bei Sonnenaufgang erblickte Land, gegen Mittag landete auf dem Hafen. Jenen berühmten Katarakten in dem tägliche Flotten der Welt Platz finden könnten. Ein kleiner Kutter Flotten liegt natürlich dort: Engländer, Amerikaner, Franzosen und wieder Engländer, Talmeist ein Kaleidoskop von Docks, Werften, Lagerhallen, mehrmast.

Ich treibe im Strome der Straße Banken, Börsen, Verwaltungspaläste, dazwischen das bunte Treiben Indiens. Auf der einen Hauptstraße mehr Automobile als ganz Groß-Berlin zu finden sind. Darin vornehm gekleidet, Europäer, Parsen, Moslems, Buddhisten in das Menschenmeer der Tropen.

In der Halbmondhalle das Gewimmel der Abfahrtsstunde. Immer neue Massen schieben sich in die Abteile; auf Bergen von Säcken und Körben, Backen, Kisten, hellumrahmt mit ockerfarbenen Schirmen, Delhi! Nein! Benaresexpress! Sie wollen in der heiligen Stadt baden und vor dem Eingang Krämer, wie ihre Väter vor zwei Jahrtausenden. Was wollten die in Delhi, der Stadt des kommenden Jahres?

Auf die Minute das Abfahrtssignal. Fort die lärmende Halle, dann die machtvolle Stadt, endlich grüne, unbebaute Vorhandenen. Dazwischen Palmen, auf langer Brücke über den Bassin Creek und wieder Palmen — und noch einmal das Meer. Wieder sind zwei im Abteil, ein englischer Pflanzer, der nach Baroda geht, und ich. Das Abteil ist geräumig, die Polster mit weißen Leinenüberzügen, Dermeil der Schaffner hat Gepäck befördert, nimmt, mehr ein Tuch zu Sportraum, Luft und gut.

In der Frühe ruft mich der Diener ans Fenster. Auf dem Bahnhof mögende Massen, Hunderte, Tausende, Moslems, rührende Kamelgespanne, und hohe Minarette, Kuppeln, ahnt, die Stadt der Sultane, Gondal ist hier und das Volk aus der Umgegend ist herbeigeströmt, um ihn zu sehen. Sie haben das Gerücht und die Tücher mitgebracht, die sie hoffen gewoben haben, wie der Meister einen befahl. Was einem neuen Buddha wollen sie ihm Blumen und Gaben opfern, damit er ihnen gnädig sei. Morgen wird er in Delhi erwartet, um der Tagung Allindiens beizuwohnen. Ich muß es mir, mich diesem Augenblick unter seine Jünger zu drängen und mitzuerleben der Begrüßung, auszuführen.

Der Zug hatte in einem märchenhaften Morgen Indien. Sanften Hügeln am Schienendamm. Savanne dehnt sich, so weit das Auge reicht. Dort schimmern Berge von traumhafter Steilheit. Eine Brücke führt über ein vertrocknetes Strombett. Erste Dünen, gelesten ferne den Blick. Dann das Indien, das wir der Dichter: Am Abend Kamel, ein indisches Dromedar, Kopfloche Schnitzerdächer und schlanke Minarette.

Dann zum gentlemanlichen Kaffee.

Delhi! Der Kommissar prangt im Flaggenschmuck, der Queensroad in eine Triumphstraße. Tausende in Gala. Empfangsreise in festlichen Zeitgewändern. Ich folge dem Menschenstrom. Auf dem Flugplatz ein Bild des Krieges. Ein ganzes Heer in Paradeuniform. Die Regimenter in gelben Stoffen im Glanz der Morgensonne, die Offiziere in großer Uniform mit Orden und Ehrenzeichen. In breiter Front, Kavallerie an den Flanken, steht die Armee, die Artillerie in der Mitte, rückwärts der Troß. Die Armee aus den Manövern heimgekehrt, erwartet den Vizekönig, Schutzstaffel von Kampfern sind herbeigeeilt. (Den Nationalisten zum Trotz, die Lord Reading ein gewaltiges Galadiner bereiten wollten!)

Zum Ehr morgenden Salutschüsse. Der Vizekönig, eskortiert von Offizieren der Generalität, erscheint mit Gemahlin zu Wagen. Begrüßung, dann schreitet er langsam die Front ab, das dauert 30 Minuten. Zuletzt Vorbeimarsch der Truppen mit den indischen Musikkapellen. Das ganze bunteste Farbenspiel. Die Menge verharrt in ernstem Schweigen. Nur als die Devonshire vorüberkommen, die in Delhi stationiert sind, gibt es einige Hurrahs.

Es war ein wohlberechnetes politisches Manöver, dem indischen Volke gleichsam militärische Schau vorzuführen. Das indische Parlament auf der letzten Session der Regierung mußte sich mit Gewalt nehmen, was sie nicht gutwillig bekam. Da freilich auch die Mandate einem gutmeinenden Volke vorgelegt hatte die weltfremde Autorität gefürchtet. Delhi zu verteidigen hätte angestrengtesten, eine Aufgabe, die nicht schlecht gelang. Man wollte doch nicht den Indern gegenüber, wie sie es im Grenzfalle zu machen haben, um Delhi den Engländern zu entreißen? —

Den ersten Nachmittag benutze ich zum Besuch der Moscheen. Die Stadt war ursprünglich lang als Sitz der Großmogulen des Hauptstadt von Indien, und gewaltige Bauwerke erinnern an jene Zeit. Die erhaltenen Gemächer des Großherrschaftes, wundervolle Arbeiten in der Umwallung des Stadtteils dicht neben den Baracken der Tommies liegen, finden an Pracht nicht wenigstehenden in der übrigen mohammedanischen Welt. Ein Straßengewirr führt in den arkadenumrahmten Brunnenhof, dessen mosaikgeschmückte Decke Fabeln der westlichen Mythik trägt. Der kaiserliche Thron ist aus weißem Marmor errichtet und die Decke mit kostbarer Goldornamentik verziert. Die Badegemächer erhalten durch bunte Scheiben von oben ihr Licht und Springbrunnen und Ruhebänke laden zum Verweilen ein. Draußen ragt die Jama Masjid, die größte und kunstreichste Moschee des Islam, auf zehn Meter hohem Sockel trotzend. Ueber die mächtige Freitreppe und den Vorhof tritt man in den dämmernden Raum, wo viele Beter auf den Knien liegen, das Antlitz nach Mekka gewandt. Der Herzschlag der mohammedanischen Welt geht durch diese Räume. Sechzig Millionen Indern öffnet dieses Heiligtum seine Pforten, das sind mehr als ganz Vorderasien und Aegypten Einwohner zählt! Wer wundert sich noch über die Leidenschaft, mit welcher hier noch heute die Kalifenfrage verhandelt wird, und den zwiespältigen Anteil, welchen Indien am Kriege nahm. Mußte doch 1915 England die Mohammedaner gegen die Hindus bearbeiten, weil man ihnen Türkenfreundlichkeit vorwarf! Sechzig Millionen mit dem Blick nach Westen, wird das, nicht noch einmal Indiens Verderben sein? —

Heute ist die erste Sitzung des Parlaments, das vor zwei Tagen der Vizekönig feierlich eröffnet hat. Bedeutsame Fragen stehen auf dem Programm, die Hindu-Moslem Union, der Belagerungszustand in Bengalen, das Kennedyproblem in Südafrika. Ich schaue auf ein buntes Völkergemisch herab: Advokaten aus Calcutta, mit Krawatte und Bügelfalte, zahnte Hindus aus Madras mit dem Stirnzeichen, Abgesandte Moslems und Leute aus dem Hochlande. Die Galerien sind mit Schaulustigen dicht gefüllt, ich glaube, nicht viele verstehen etwas von den Dingen da unten. Sie kommen nur des Schauspiels wegen, das ihnen neu ist. Auch der Versammlung merkt man an, daß ihr die parlamentarischen Formen neu sind, daß ihnen alles andere als entsprechend ist. Man stelle sich vor, ein fetischgläubiger Hindu, der sich mit einem weißen Stimmzettel zum Worte meldet! Grenzen ragt die zusammenhanglose Bemerkung eines Deputierten aus der Mitte hervor, daß es in Asien nur Engel gäbe; auf das allgemeine Gelächter erwidert er, er möchte wahrhaftig lieber eine Tagelöhnertruppe in Asien als hier Deputierter sein. Wer sie sah, glaubte es ihm gern. Mir fiel die Debatte in Angora ein, ob auch Alphabeten in die Nationalversammlung gewählt werden dürften. Es ist bemerkenswert, mit welcher Geschicklichkeit die englischen Regierungsvertreter diese Schwachen ausnutzen, um zum Ziele zu kommen. Eigenartig berührte es mich vor allem, daß sich diese Männer in ihrem eigensten Hause des offizieller Verhandlungssprache des Englischen bedienen; aber selbst Gandhi beugt sich ja dem Zwange, wenn er sich einem größeren Publikum verständlich machen will.

Der Einzug Gandhis steht noch heute bevor. Tausende drängen sich auf den Straßen. Man hat Ehrenpforten errichtet und Blumen auf den Pfad gestreut, er soll wie ein König empfangen werden. Er wird keine Parade abhalten und nicht das Parlament betreten, aber er wird die Gläubigen segnen und die Wohltaten des Himmels auf sie herabflehen.

Dr. A. Hagemann.

Der König als Helfer in der Not.

Rom. Giovanni Piroli, ein Kriegsveteran, der bald gelähmt ist und kaum sprechen kann, stellte sich in Lumpen gehüllt, vor dem Palaste des Königs Victor Emanuel auf und verlangte ihn zu sprechen, da er für ihn gekämpft und sein Blut vergossen habe.

Als der König davon hörte, ließ er den Mann hereinkommen, neben sich Platz nehmen und ihm seine Geschichte erzählen. Piroli, der aus seiner leidvollen Behausung auf die Straße gesetzt worden, meinte, daß er all sein Leben nach einem eigenen Hause gesehnt habe. Dies wurde aber 10,000 Lire kosten. Der König ordnete sofort an, daß dem Manne 20,000 Lire bezahlt würden und er gab ihm zudem aus seiner Tasche 500 Lire.

Elektrische Bahn nach der Zugspitze.

Eine elektrische Bahn nach dem Gipfel der Zugspitze, dem höchsten Berg in den bayerischen Alpen, wird gebaut werden. Die Pläne waren schon vor geraumer Zeit entworfen, doch verzögerte sich die Baugusführung, weil die bayerische Regierung vorgeschrieben hatte, daß die Unternehmer im Voraus genügende Geldmittel zur Verfügung haben müßten, um das Werk vollenden zu können. Diese Bedingung ist jetzt erfüllt worden. Die nötige Summe im Betrage von 16,000,000 Mark wurde zur Hälfte von deutschen Firmen und zur Hälfte von einem britischen Konzern geliefert.